

Endlich die
Vorreiterrolle
ergreifen

z. B. das Migrations- und Flüchtlingsproblem lindern oder würden z. B. (statistisch) ausreichen, alljährlich 15 Millionen Menschen in der sog. Dritten Welt vor dem Hungertod zu retten.

Haben die Deutschen ihre Lektion aber wirklich gelernt, d. h. die vom Parlamentarischen Rat Ende der 40er Jahre gezogenen Lehren angenommen und umgesetzt? Zu Beginn der 90er Jahre sind Zweifel mehr als angebracht: Verfassung und Verfassungswirklichkeit klaffen auseinander. Friedensgebot und organisierte Friedlosigkeit widersprechen sich. Eine Vorreiterrolle Deutschlands ist nicht erkennbar. Im Gegenteil: Der „Naturverbrauch“ der Deutschen ist wesentlich höher als der anderer Völker. Im weltweiten Waffengeschäft nimmt die Bundesrepublik mittlerweile den dritten Platz ein. Ihre „Entwicklungshilfe“ liegt hingegen mit weniger als 0,4 Prozent ihres Bruttosozialproduktes weit unter der UN-Empfehlung von 0,7 Prozent. Ganz zu schweigen von der jüngsten Disproportion ziviler und militärischer Mittel im Rahmen von (im übrigen wohl verfassungswidriger) sog. Humanitärer Interventionen, z. B. in Somalia.

Bleibt also nur das „Weiterwursteln“ – je nach Perspektive und Standpunkt: mit oder ohne Hoffnung? Wer diese Frage bejaht, begibt sich der einmaligen Chancen, die das Ende des Ost-West-Konflikts bot. Noch sind diese Chancen nicht gänzlich verpaßt. Noch besteht die Möglichkeit, das Schicksal der Menschheit zu beeinflussen. Ein erster Schritt wäre gemacht, wenn es rechtzeitig gelänge, eine große, die gesamte Gesellschaft einschließende Diskussion über diese Fragen zu initiieren.

Gunter M.
Prüller-
Jagenteufel
Unfähig zur
Solidarität?

Wie gehen Menschen unserer Breiten mit der Situation und Entwicklung der heutigen Welt um? Werden sie immer egozentrischer, sodaß man von „Entsolidarisierung“ sprechen muß – was voraussetzen würde, daß es früher besser war –, oder kann man eher von wachsender Solidarität gegenüber den Mitmenschen wie gegenüber der Natur sprechen? Und welches sind die sozialpsychologischen Voraussetzungen für das eine wie für das andere? Diesen Zusammenhängen von Persönlichkeitsstrukturen und Solidaritätsfähigkeit geht der Autor im folgenden nach, um bewußt zu machen, was heute auch von der Pastoral besonders gefördert (und von der Kirche praktiziert) werden sollte.

Sozialpsychologische
Bemerkungen zur
heutigen Krise der
Solidarität

Wie steht es um Solidarität und Moral in unserer Gesellschaft? Kirchenamtliche Dokumente fällen mitunter ein eher vernichtendes Urteil: Sie orten eine „Entchristlichung, die auf ganzen Völkern und Gemeinschaften lastet“ und damit einen „Verfall [. . .] des sittlichen Empfindens“, kurz: „subjektivistische, utilitaristische und relativistische Tendenzen“¹. Damit befindet sich das Lehramt in guter Gesellschaft: Auch der Club-of-Rome-Bericht 1991² diagnostiziert ein Fehlen von Solidarität, und die jüngste pastoralsoziologische Studie von Paul M. Zulehner spricht von einer „postsolidarischen“ Gesellschaft.³

Zu einer grundsätzlich anderen Diagnose kommen allerdings Hondrich und Koch-Arzberger. Sie sehen Solidarität gerade heute als „neu im Entstehen begriffen“⁴ und nennen die Ansicht, daß es früher ein Mehr an Solidarität gegeben habe, eine „sozio-optische Täuschung“⁵: Früher habe es nicht mehr Solidarität, sondern bestenfalls mehr Abhängigkeit und Sozialkontrolle gegeben. Und Leopold Neuhold⁶ kritisiert an Zulehners Zeitdiagnose, daß Solidarität als Gegenbegriff zum Individualismus definiert wird, wo doch eine gesunde Individualität geradezu notwendig für solidarisches Verhalten ist. Dem ist durchaus zuzustimmen; Neuhold übersieht allerdings, daß seine Kritik zwar Zulehners Begrifflichkeit, nicht aber die Sache selbst trifft: Das Set von Items, das Zulehner „Individualismus“ nennt⁷, trifft zum Teil das, was man gemeinhin als „Egozentrik“ bezeichnet, und diese stellt eben den Gegenbegriff zur Solidarität dar.

In aller Kürze lassen sich Zulehners Ergebnisse so zusammenfassen: Die Tendenz zu „unbezogener Selbstverwirklichung“ nimmt zu, belastbare Solidarität und damit Vertrauen, Toleranz und Bereitschaft zu sozialem und politi-

¹ Johannes Paul II., Enzyklika *Veritatis splendor*, Nr. 106.

² Club of Rome 1991, *Die Globale Revolution*.

³ Vgl. Paul M. Zulehner (Hg.), *Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose anhand der Untersuchungen „Religion im Leben der Österreicher 1970 bis 1990“ – „Europäische Wertestudie – Österreichteil 1990“*, Freiburg-Basel-Wien 1991, 84–88.

⁴ Otto Hondrich/Claudia Koch-Arzberger, *Solidarität in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1992, 9.

⁵ Ebd. 11.

⁶ Vgl. Leopold Neuhold, *Individualisierung und Solidarität. Einige Bemerkungen zu einem problematischen Verhältnis in der heutigen Gesellschaft*, in: Otto König/Alois Wolkinger (Hg.), *Horizonte sittlichen Handelns*. FS Richard Bruch, Graz 1991 (= Grazer theol. Studien 14), 361–377, v. a. S. 361 f.

⁷ Die 4 Items der Europäischen Wertestudie:

- „Wichtig ist nur, daß der Mensch glücklich wird im Leben, wie, das ist seine Sache.“
- „Auf andere kann sich niemand mehr verlassen.“
- „Es gibt heute niemanden, der sich Zeit nimmt, die Sorgen anderer anzuhören.“
- „Jeder muß seine Probleme selbst lösen.“

schem Engagement nehmen ab. Dabei agieren religiöse Menschen nur im Mikrobereich der eigenen Familie anders – im Makrobereich bilden sie keine Ausnahme.⁸

Ob nun die „gute alte Zeit“ tatsächlich soviel besser war als die heutige, sei dahingestellt. Unbestritten ist jedoch die Notwendigkeit, den großen Herausforderungen der heutigen Zeit solidarisch zu begegnen, da die Komplexität der gegenwärtigen Probleme die einzelnen heillos überfordert. Nun ist aber Solidarität nicht durch Ermahnungen und Anstrengung zu erreichen. Solidarität kann nicht gefordert, sondern nur gefördert werden. Wenn also Solidarität gefördert werden soll, dann müssen wir den Zusammenhang von Persönlichkeitsstruktur und Solidaritätsfähigkeit beachten. Dazu haben wir uns mehreren Fragen zu stellen:

- Was verstehen wir überhaupt unter Solidarität?
- Wie kann man die Solidaritätsfähigkeit der Menschen fördern?

- Welche Konsequenzen hat das für die heutige Pastoral?

1. Solidarität und Gruppenegoismus

Der Solidaritätsbegriff boomt zur Zeit – und wie jeder Begriff mit hoher Konjunktur wird er sehr unterschiedlich verstanden. Um Mißverständnisse zu vermeiden, ist es daher notwendig, den Begriff einzugrenzen.

In der sozialpsychologischen Literatur wird Solidarität häufig mit *Gruppenzusammenhalt* gleichgesetzt. Gruppenzusammenhalt allein ist jedoch nicht schon Solidarität, im Gegenteil: Gruppeninterne Wir-Zentriertheit ist ebenso wie Egozentrik der eigentliche Gegenbegriff zu Solidarität. Echte Solidarität zeichnet sich dadurch aus, daß sie die engen Gruppengrenzen auf andere hin zu überschreiten vermag – so wie echte Individualität befähigt, die Ich-Grenzen auf ein Du hin zu überschreiten. Trotzdem ist ein ausreichendes Maß an innerem Gruppenzusammenhalt notwendige Voraussetzung für die Entwicklung von tragfähiger Solidarität. In diesem Zusammenhang verweist die Sozialpsychologie auf die überragende Bedeutung von positivem Selbstwertgefühl, Gemeinschafts- und Konfliktfähigkeit sowie der Fähigkeit zur Krisenbewältigung.

Ebenso stellen die Identifikation der Gruppenmitglieder mit einer Leitungsfigur und eine gemeinsam erlittene Notsituation Faktoren dar, die den Gruppenzusammenhalt fördern. Die Studien von Philip E. Slater⁹ zeigen jedoch, daß es sich bei der „Führeridentifikation“ nur um ein Durchgangsstadium in der Entwicklung echter Soli-

⁸ Vgl. Paul M. Zulehner, a. a. O., 237–240.

⁹ Vgl. Philip E. Slater, *Mikrokosmos. Eine Studie über Gruppendynamik*, Frankfurt 1970.

darität handelt; sie allein vermag keine dauerhafte Solidarität zu begründen – im Gegenteil: Aufgrund gruppendynamischer Prozesse wird früher oder später die Führerposition in Frage gestellt, sodaß der Gruppenzusammenhalt nur dann nicht verloren geht, wenn die Gruppe auf einer anderen, breiteren Basis steht. Ebenso ist die Stärkung durch Außendruck (gemeinsame Notlage oder äußerer Gegner) nur von relativ geringer Stabilität. Es entsteht keine tragfähige Solidarität, sondern eine Zweckkoalition, aus der all jene vorzeitig ausscheren, die ihre individuellen Interessen schon befriedigt sehen oder meinen, auf der „anderen Seite“ bessere Chancen vorzufinden.

Auch *Gruppenkonformität* – d. h. die Tendenz, sich den Verhaltensweisen anderer anzugleichen – darf nicht mit Solidarität verwechselt werden, sie ist ebenfalls nur ein Durchgangsstadium, das die Ausweitung der Solidarität über den eigenen kleinen Kreis hinaus nicht fördert, sondern verhindert. Konformität stärkt zwar die Sympathie unter Gruppenmitgliedern, Abweichungen von der Gruppennorm werden jedoch mit Ordnungsrufen und Ausschluß geahndet. Hierbei zeigen Gruppen mit größerem inneren Zusammenhalt eine wesentlich geringere Toleranz gegenüber „Abweichlern“ als solche mit geringerem Kohäsionsgrad. Martin Irls¹⁰ Studien haben hierbei gezeigt, daß die Entscheidung für konformes Verhalten aufgrund einer Gewinn-Verlust-Kalkulation erfolgt, also Folge eines hedonistischen Prinzips ist. Echte Solidarität dagegen entspringt gerade einem nicht-hedonistischen Prinzip: der freien Parteinahme für diejenigen, die in Not sind. Sie ist prinzipiell nur in Freiheit und unabhängig von Sanktionsmechanismen denkbar und ist im Gegensatz zum Konformismus nicht konfliktvermindernd, sondern konfliktfördernd, ja sogar von Konfliktfähigkeit und Konfliktbereitschaft abhängig.

Solidarität ist auch nicht bloß *Sympathie* oder *Mitleid*, sondern besteht wesentlich in aktiver Mithilfe, um eine aktuelle Notsituation zu überwinden. Allerdings wirkt echte Sympathie, Mit-Fühlen mit den Benachteiligten und Bedrückten, durchaus solidaritätsfördernd. Es geht dabei jedoch nicht um Mitleid aus einem diffusen Schuldgefühl („Es ist ungerecht, daß es dir schlecht geht und mir gut, also bin ich schuldig und schulde dir Hilfe.“), sondern um ein Mit-Leiden durch geteiltes Leben, indem man sich durch Leid betreffen läßt, sich mit den Betroffenen identifiziert und kreativ nach Wegen sucht, dieses Leiden in gemeinsamer Zusammenarbeit zu beseitigen.

¹⁰ Vgl. Martin Irls, Zur Sozialpsychologie der Solidarität, in: Ruprecht Kurzrock (Hg.), Ideologie und Motivation, Berlin 1973, 97–104.

2. Solidarität als soziale Tugend

Johannes Paul II. nennt in der Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* die Solidarität eine „Tugend“; sie ist die „feste und beständige Entschlossenheit, sich für das Gemeinwohl einzusetzen“¹¹. Wenn nun Solidarität nicht nur einen sozialwissenschaftlich meßbaren Faktor darstellt, sondern eine Tugend, dann stellt sich die Frage, was denn das näherhin heißt.

Unter einer Tugend versteht Thomas von Aquin im Anschluß an Aristoteles einen „habitus operativus bonus“¹²; und damit ist weit mehr gemeint, als bloße Gesinnung – sei sie auch noch so gut und dauerhaft.¹³ Die praktische Stoßrichtung, die Operationalisierbarkeit macht erst den „habitus“ aus, und damit ist eine Tugend als „praktisch gelebte Überzeugung“¹⁴ zu verstehen, die auf das Gute hin ausgerichtet ist. Als solche stellt die Tugend das „ultimum potentiae“ dar, das Beste, was in der Fähigkeit des Menschen liegt und was dem Mensch-Sein zutiefst entspricht („*inclinatio naturalis*“). Ein tugendhafter Mensch ist somit bestrebt, den Satz zu verwirklichen: „Werde, was du bist.“

Für das Solidaritätsverständnis folgt daraus zunächst, daß Solidarität nur als Verbalbegriff adäquat faßbar ist: Solidarität ist eine aktive Tätigkeit, ein Handeln, durch das man sich erst als solidarisch erweist. Dazu braucht es weiters ein Subjekt, das zu solch solidarischer Handlung fähig ist, eine Fähigkeit, die auf dem Boden der Überzeugung wächst, daß gerade im solidarischen Handeln, im Einsatz für andere sich der Sinn des eigenen Menschseins verwirklicht.

Wenn es nun breiten Bevölkerungsschichten dieser Überzeugung mangelt, wie nicht nur im Alltag, sondern auch sozialwissenschaftlich festgestellt wird, dann genügt es nicht, in das Lamento über die ach so schlechte „heutige Zeit“ einzustimmen. Wir müssen uns fragen, warum das so ist und was wir dagegen tun können und sollen.

3. Faktoren bei der Ausbildung von Solidarität

Zunächst ist in der Untersuchung der Gründe für den Mangel an Solidarität in unserer Gesellschaft der Rückgriff auf sozialpsychologische Erkenntnisse geboten, um so jene Faktoren auszumachen, die die Ausbildung belastbarer Solidarität an der Wurzel behindern.

a) Behinderungen

Im folgenden soll ein Modell gezeichnet werden, das die Zusammenhänge unsolidarischer Persönlichkeitsstruk-

¹¹ Johannes Paul II., Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* Nr. 38.

¹² STh I-II 55, 3 resp.

¹³ Im Gegensatz zu Petrus Lombardus, für den eine Tugend bloß eine „*bona qualitas mentis*“ (Sent. II 27c 5) darstellt, betont Thomas hier deutlich die praktische Stoßrichtung.

¹⁴ Dietmar Mieth, *Die neuen Tugenden. Ein ethischer Entwurf*, Düsseldorf 1984, 16.

turen mit der gesellschaftlichen Situation erhellen kann. Unsere leistungsorientierte Gesellschaft mit ihren hohen Anforderungen prägt das gesamte Leben der Menschen. Diese Anforderungen werden nach und nach internalisiert, und aus diesem verinnerlichten Leistungsdruck erwachsen in der Folge Frustrationen, die Ich-Schwäche und Autoritarismus – zwei Seiten ein und derselben Medaille – zur Folge haben. Durch Autoritarismus wird versucht, das eigene schwache Ego zu stärken, was in der Folge zu Entsolidarisierung und Isolierung führt – Phänomenen, die wiederum unsere Kultur prägen.

Zunächst muß betont werden, daß es sich dabei nicht um ein einliniges Ursache-Wirkungs-Verhältnis, sondern um einen Kreislauf handelt. Wir sind eben nicht bloß Produkte unserer Umgebung, sondern wir bestimmen diese auch mit. Daß unser gesellschaftliches Klima von Konkurrenzdenken, Leistungsstreben, Autoritarismus und Gewalt zum Teil stark beeinflusst ist, zeigen die neueren sozialwissenschaftlichen Studien sehr deutlich. Dieses gesellschaftliche Klima wiederum bewirkt und verstärkt deutlich jene zwanghaften Charakterzüge, die in diametralem Gegensatz zur Solidarität stehen. Schon von frühester Kindheit an werden durch die verschiedenen Erziehungsinstanzen (Elternhaus, Schule, etc.) Werte und Unwerte unserer Kultur internalisiert – sodaß letztlich das „Über-Ich“ jene Sanktionsinstanz ist, die die Forderungen der Gesellschaft vermittelt. Horst E. Richter bringt es auf den Punkt: „Es liegt im Wesen unserer repressiven Kultur, daß bereits das Kind von früh an erlebt, nur dann mit sich zufrieden sein zu dürfen, wenn es unablässig hochgespannte Forderungen seiner Umgebung erfüllt.“¹⁵ So führt eine von Leistungszwang und Autoritarismus geprägte Erziehung in direkter Folge zu einem überdimensionierten rigiden Über-Ich, dessen unerfüllbare Ansprüche den einzelnen unter einen immensen Leistungsdruck stellen. Die Angst, nicht liebenswert zu sein – es sei denn, die Liebe wird durch Leistung verdient – führt zu zwanghaftem Verhalten, zu stets neuen Versuchen, den Ansprüchen dieses Ich-Ideals zu genügen.

Das ausgeprägte Besitz- und Leistungsdenken verweist uns andererseits auf den Narzißmus; Narzißtische Störungen entstehen schon in der analen Phase, in der das Kind beginnt, gegenüber seiner Umwelt Ich-Grenzen auszubilden. Fehlt die stabile Beziehung zu einer Person, die dem Kind als Nicht-Ich gegenübertritt, den Konflikt zwar nicht scheut, aber doch so viel Sicherheit und Liebe ausstrahlt, daß das „andere“ vom Kind akzeptiert wer-

¹⁵ Horst E. Richter, Lernziel Solidarität, Reinbek 1974, 79.

den kann, so verschwimmen Welt und Ich zu einem gigantischen, allmächtigen Ich-Ideal. Und solch narzißtische Charaktere suchen in der Folge nach einer realen Entsprechung für ihr Ich-Ideal: eine allmächtige, vollkommene, makellose Instanz, mit der man sich identifizieren kann, um dadurch selbst vollkommen zu erscheinen. Durch Übertragungsmechanismen kommt es zur Ausbildung eines „Größen-Selbst“, mit dem man sich identifiziert. Diese Identifikation kann in verschiedenen Varianten auftreten.

Varianten der Übertragungsmechanismen

– Als *Verschmelzung* mit der Um-Welt („Du bist ein Teil von mir“) und dadurch tyrannisches Beherrschen derselben. Das ist der pathologischste Fall der Übertragungen – an der Grenze zum Größenwahn: „L'état c'est moi“ – was auch immer an die Stelle des „Staates“ treten kann – Kirche, Volk, Erfolg, Besitz – es ist diese Identifikation, die jene Vollkommenheit und Allmacht vorgaukelt, die dem Ich-Ideal entspricht.

– Als *Alter-Ego-Übertragung* („Du bist so wie ich“): Narzißtische Typen suchen Menschen, in denen sie der Idee nach sich selbst lieben können, die also dem eigenen Ich-Ideal entsprechen; Menschen, die negative Eigenschaften bieten, die man an sich selbst haßt und daher verdrängt, werden im gleichen Zug abgelehnt.¹⁶ Begegnungen mit anderen laufen daher immer nur an der Oberfläche ab; andere sind nichts anderes als Projektionen des eigenen Ich. Sie werden dem Ich-Ideal entsprechend „vergottet“ („Du bist vollkommen“, „Du bist genau das, was ich mir immer gewünscht habe“, . . .) oder aber – wenn sich zeigt, daß sie diesem Idealbild nicht entsprechen („Ent-Täuschung“) – „verteufelt“, indem man in sie die eigenen verdrängten Fehler projiziert, um sie dann in ihnen zu bekämpfen.

– Als *Spiegelübertragung* („Du bist nur so weit von Interesse, als du meine Bedürfnisse befriedigst“). Dieser Fall ist der am wenigsten pathologische, dafür aber auch der verbreitetste – in unserer Wettbewerbswelt wohl auch schon systemimmanent. Menschen gelten nur so viel, als sie (für einen selbst) nützlich sind. Alles andere wird entweder einfach ignoriert oder aber, wenn es sich als widerständig erweist, bekämpft. Anstelle von Menschen treten „Arbeitskräfte“, „Konsumenten“, „Sexualpartner/innen“, usw.

Alle diese Entwicklungen verhindern aber die Ausbil-

¹⁶ Vgl. *Friedrich Podiwinsky*, Ist der Narzißmus wirklich nur eine tragische Weise der Selbstverschlossenheit? Versuch einer Entgegnung, in: *Kurt Lüthi/Koloman N. Micskey* (Hg.), *Theologie im Dialog mit Freud und seiner Wirkungsgeschichte*, Wien 1991, 169–182.

dung eines gesunden Selbstwertgefühls, der freien Selbstbestimmung des Ich in realistischer Wahrnehmung der Welt, und führen zu *Ich-Schwäche* gekoppelt mit *Autoritarismus*.

Einerseits wird das reale eigene Ich als widerständig und hassenswert erlebt und gering geachtet, weil es weder dem Leistungsdruck des rigiden Über-Ich noch dem hohen „liebenswertem“ Ich-Ideal genügen kann. So entsteht entweder ein zwanghaftes Sicherheitsbedürfnis, der Versuch, das instabile Ego durch Identifikation mit „stabilen“ Objekten zu sichern oder eine Flucht ins ir-reale Ideal. Weiters wird alles, was die erstrebte Vollkommenheit gefährdet, als tödliche, ängstigende Bedrohung erfahren – eine Bedrohung, der man durch Flucht in den Autoritarismus zu entkommen sucht. Denn wer in jedem Verlust eine Bedrohung sieht, ist auch nicht fähig, Konflikte auszutragen oder sich von anderen in Frage stellen zu lassen. Man klammert sich deshalb an Autoritäten und Ordnungen, um an deren Allmacht und Fehlerlosigkeit teilzuhaben. Handlungen geschehen dann bevorzugt „im Namen von . . .“ (Gesetzen, Werten, Idealen, Personen, . . .), man übt Macht aus, man „hat“ Vollmacht – aber nur „per participationem“ – man partizipiert an der Macht jener vollkommenen Instanz, mit der man sich identifiziert.

Daß solche Persönlichkeitsstörungen der Fähigkeit zur Solidarität diametral entgegengesetzt sind, zeigen die Studien des Psychoanalytikers Otto F. Kernberg: Entsprechende Charaktere weisen einerseits oberflächlich glatte soziale Anpassung auf, andererseits aber starken Ehrgeiz, grandiose Phantasien, Unterlegenheitsgefühle, übermäßige Abhängigkeit von äußerer Bewunderung, Unfähigkeit, andere zu verstehen, Unsicherheit, Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben, bewußte oder unbewußte Ausbeutung anderer, Rücksichtslosigkeit und intensiven Neid und Abwehr von Neid.¹⁷

b) Förderungen

Aus obigen Betrachtungen ergibt sich deutlich: Solidarität fordert Ich-Stärke, Konfliktfähigkeit, Gewaltverzicht, Dialogfähigkeit, Offenheit, Bereitschaft zum Teilen – kurz: sein Selbst im Sein und nicht im Haben zu finden. Mit frommen Appellen allein ist eine solche Haltung allerdings nicht herstellbar, ja sie sind sogar kontraproduktiv. Eine gesunde personale Identität – und nicht Selbstverleugnung oder irrational hoher Leistungsdruck – stellt die wesentlichste Grundlage für die

¹⁷ Vgl. Otto F. Kernberg, Normaler und pathologischer Narzißmus im Wandel, in: Peter Kutter (Hg.), Psychoanalyse im Wandel, Frankfurt 1977, 42–66.

Fähigkeit zu Solidarität und Moral dar¹⁸ – eine Einsicht, die in der Pastoral berücksichtigt werden muß. Gelingen kann diese Stärkung des Ich nur durch offene, solidarische, liebende Menschen und Gemeinschaften, die den konkreten Menschen vertrauen und keine überzogenen Forderungen an sie stellen. Nur dieses Vertrauen kann helfen, den unbewußten Selbsthaß, der in der eigenen Unvollkommenheit wurzelt, zu überwinden, sich zu öffnen und auf andere solidarisch zuzugehen.

Zur Ausbildung von Solidarität braucht es also . . .

. . . *Wahrnehmungsfähigkeit* und *Gerechtigkeitsinn*, d. h. nicht nur das rationale Erkennen einer Notlage oder Unterdrückungssituation, sondern ebenso die existentielle Betroffenheit, die dem Sich-betreffen-Lassen entspringt;

. . . einen *realistischen Sinn für das Mögliche*, der einerseits vor utopischen Träumereien und Allmachtsphantasien bewahrt, aber doch in geistiger Beweglichkeit und Phantasie die Fähigkeit findet, zu neuen Ufern aufzubrechen;

. . . *Courage*, den Mut zum aktiven Miteinander in der gemeinschaftlichen Aktion gegen die Not – nicht durch paternalistisch-bevormundendes Almosen-Geben, sondern möglichst auf gleicher Ebene. Dabei ist zu beachten, daß dort, wo Leid nicht zu beseitigen ist, es doch durch gemeinsames Ertragen gelindert werden kann.

„Um die heute verbreitete individualistische Denkweise zu überwinden, braucht es ein konkretes Bemühen um Solidarität und Liebe.“¹⁹ So benennt der Papst in seiner jüngsten Sozialzyklika ein Hauptziel heutiger Pastoral. Welche Aufgaben ergeben sich daraus konkret? Zum Abschluß seien hier kurz einige Thesen zusammengefaßt.

– *Persönliche Reife* und *Ich-Stärke* sind primäre Voraussetzung für die Ausbildung von Solidarität. Eng verbunden damit ist die Fähigkeit zur Toleranz, die im Vertrauen in die guten Seiten der Menschen wurzelt. Jede Art von Autoritarismus und Mißtrauen wirkt sich daher negativ auf das Solidaritätspotential aus. Eine solidarische Kirche kann nur eine Kirche der reifen, eigenständigen und mutigen Menschen sein, die in festem Gottvertrauen die Kraft zum Einsatz für eine gerechtere Welt finden.

– Solidarisierung kann nur in *Freiwilligkeit* erfolgen. Nicht Appelle und Vorschriften, sondern nur realistische Einsicht in die Situation der Welt und Ermutigung zur

¹⁸ Vgl. *Gerfried W. Hunold*, Zur Moralfähigkeit des Menschen. Selbstkonzept, Selbstwahrnehmung und Selbstbewertung als Verstehensweg der Gewissenskompetenz, in: *ThQ* 174 (1994) 34–45.

¹⁹ *Johannes Paul II.*, Enzyklika *Centesimus annus* Nr. 49.

4. Zielsetzungen für die Pastoral

Eigenverantwortung werden zu solidarischem Handeln führen.

– Dazu braucht es zunächst die *Fähigkeit, Schwäche und Leid zu akzeptieren* – sowohl an sich selbst, als auch an anderen. Erst dann kann in einem weiteren Schritt wirksam dagegen angegangen werden. Solange Leid, Schwäche und Schuld verdrängt werden, ist auch echte Solidarität nicht möglich. Solidarität zu fördern heißt also zuallererst, Angst und Perfektionsdruck abzubauen.

– Insbesondere ist Solidarität nur erreichbar, wenn *Konflikte* in der eigenen Gemeinschaft offen und ehrlich ausgetragen werden. Konfliktvermeidungsstrategien (Verdrängen, Abwälzen an eine höhere Instanz etc.) schaffen zwar den Anschein des Zusammenhaltens, verhindern aber echte Solidarität. Nur eine Kirche, die Kritik und Konflikten Raum gibt, kann auf lange Sicht solidarisch werden.

– Der erste Schritt zur Solidarität ist die *Erfahrung des Betroffenen-Seins*. Nur wer sich von Leid und Unterdrückung wahrhaft betroffen läßt, ist zu echtem Mit-Leiden und in einem weiteren Schritt zu aktivem Einsatz fähig. Ohne diese Grunderfahrung bleibt Solidarität im Stadium der „Abwehr durch Hilfe“ stecken: Spenden dienen dann dazu, sich nicht weiter mit der Not der Menschen auseinandersetzen zu müssen. Deshalb kann der zweite Schritt nicht vor dem ersten getan werden.

– Gottes Vision vom Menschen zu kennen, zu lieben und zu verwirklichen verlangt *Sinnkonzepte*, die jenseits von Materialismus und Leistungsdenken liegen. Solange das ewige Heil als „Belohnung“, als „Gut“ im Sinn der materiellen „Güter“ verstanden wird, ist echte Solidarität nicht möglich. Nur wer einen Gott auf Seiten der Menschen verkündet, kann auch die Menschen auf die Seite der Menschen bringen – und nichts anderes meint Solidarität.

– Geteiltes Leben und geteiltes Leiden fördern Solidarität. Gerade innerkirchlich ist es deshalb unerlässlich, Isolierung abzubauen und größere *Beziehungsnetze* zu schaffen. Dazu ist es notwendig, sich von der ausschließlich nach innen gerichteten „Kirche der Hundertfünfzigprozentigen“ zu verabschieden, um zu einem missionarischen Netzwerk von Gemeinden zu werden, die aus der Erfahrung tragfähiger Gemeinschaft und aus der Tiefe mystischer Gottverwurzelung die Kraft schöpfen, in solidarischem Engagement sozial und politisch zu agieren und so der Vision vom Reich Gottes ein Stück weit zum Durchbruch zu verhelfen.